

Sächsische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Dienstag 23. November 1897.

Halle a. S., Dienstag 23. November 1897.

Preis 1 Mark 50 Pfennig.

Die vierte ordentliche Generalsynode

Am heutigen Dienstag in Berlin eröffnet werden. Für welche ist bereits eine große Anzahl von Druckschriften vorbereitet, so besonders der umfangreiche Entwurf über die Verfassung der Geistlichen.

§ 6. Jeder Kandidat der Theologie ist seitens des Konfessionsrats eines der Kirchen einer Kirchengemeinde als Vertreter zu überweisen. Die Dauer des Schulbesuchs beträgt ein Jahr. Der Kandidat unterzieht der Prüfung und besonders folgende der Geistlichen, dem überweisen ist. Jeder Geistliche einer Kirchengemeinde ist verpflichtet, die Prüfung des ihm überweisenden Kandidaten zu übernehmen und ihn mit den Aufgaben des geistlichen Amtes in ihrem ganzen Umfang vertraut zu machen.

§ 7. Zur Vorbereitung auf das geistliche Amt kann dem Kandidaten die Aufnahme in einen Predigerseminar oder aber auch der zweiten Prüfung gestattet werden. Hat ein Kandidat vor der zweiten Prüfung des Predigerseminars mindestens ein Jahr studiert, so wird er von der Verpflichtung zum Schulbesuch befreit.

§ 8. Die Bestimmungen über den Besuch der Schullehrerseminare seitens der Kandidaten der Theologie werden durch dieses Gesetz nicht berührt.

§ 9. Diejenigen Kandidaten, welche weder im Schulvikariat, noch im Prediger- oder Schullehrerseminar sich ausbilden, haben von einer anderen übernommenen Beschäftigung dem Konfessionsrat Anzeige zu erstatten. Eine mindestens einjährige weltliche Beschäftigung auf dem Gebiete des Unterrichts oder im Dienste eines Pfarrers der äußeren oder inneren Mission kann in besonderen Fällen als teilweise Ertrag für das Schulvikariat behandelt und eine Befreiung desselben bis höchstens auf ein halbes Jahr gestattet werden.

Der wichtigste Beratungsgegenstand, das Kirchengesetz, betr. das Dienstverhältnis der Geistlichen ist noch nicht abgeschlossen, doch besteht in den nächstfolgenden Tagen die Aussicht, daß die Vorlage in einigen Tagen noch zur Vertheilung kommen können. Wie es scheint, war schon zu Anfang des Sommers mit dem Finanzministerium eine Verständigung über die Besoldungsfrage für die Geistlichen erfolgt, dagegen war bis jetzt ein Gegenstand zwischen dem Staatsministerium und dem obersten Kirchenrat noch nicht abgemacht.

Das Verlangen des Präsidenten des Oberkirchenrats, die Pfarrhäusern hat sich gelöst, daß er wohl an den Sitzungen der Generalsynode nicht teilnehmen können, wenn er auch noch nicht die volle Bewegungsfreiheit wiederlangt hat. Die letzte Sitzung des Oberkirchenrats hat der Präsident bereits wieder geleitet.

Von den vorliegenden Druckschriften für die Generalsynode, deren wir die wichtigsten bereits in früheren Mittheilungen erwähnt haben, soll heute nur auf die Denkschrift über die Errichtung einer Kirche und eines Pfarrhauses in Darses-Salaam näher eingegangen werden. Die einmaligen Rollen dafür sind auf 152,000 Mk. zu veranschlagen, die dauernden auf 37,000 Mk. berechnet, zur Deckung fehlen 37,000 Mk. zur Veranschlagung. Für den Kirchenbau soll nachmals ein kirchenrechtlich ausgeprochen werden. Besondere Beachtung verdienen folgende in der Denkschrift ausgesprochenen Grundzüge:

Das Reich betrachtet die kirchliche Versorgung der Einwohner des Kolonialgebietes nicht als seine Obliegenheit; auch erachtet es, so sehr dies für die Zukunft zu wünschen ist, zur Zeit noch nicht angelegen, ein Zulassungsverbot der geistlichen Angehörigen des Reiches zu erlassen. In dem obigen Ausführenden kommt zum ersten Male die Stellung des Reiches zu diesen Fragen zum Ausdruck; die kirchlichen Angelegenheiten sind danach die einzigen von allen Verwaltungszweigen, welche das Reich nicht zu seinen Obliegenheiten rechnet. Deshalb werden nun die staatlichen Kirchenbehörden in die Kolonien eingeweiht.

Zu erwähnen ist noch, daß eine katholische Kirche mitten in Darses-Salaam schon im Bau begriffen ist.

Deutsches Reich.

Der Kaiser hat gestern Vormittag 9½ Uhr in Kiel ein und wurde auf dem Bahnhofe von dem Prinzen und der Prinzessin Heinrich, sowie von dem kommandirenden Admiral, Admiral v. Knorr, dem Admiral Köster, dem Staatssekretär des Reichs-Marineamts Tirpitz und von dem Kommandanten Oberst v. Köpfer empfangen. Se. Majestät begab sich unter begleitender Begleitungsstaffel der Besichtigung zur Seebrücke und am dortigen Kaiser-Salonpavillon an Bord des Flaggschiffes „Kurfürst Friedrich Wilhelm“, wo er

während seines kleiner Anstufungsbefehl Wohnung zu nehmen gedenkt. Die in Kiel liegenden Kriegsschiffe haben beim Passiren der Kaiserlichen Yacht den Kaiserpalast, Mittags fand in Gegenwart des Kaisers die Vereidigung der Marine-Offiziere statt. Nachdem die Marine-Offiziere auf die Bedeutung des Tages hingewiesen hatten, wurde die Vereidigung vollzogen. Se. Maj. hielt hierzu eine kurze Ansprache, in welcher er auch auf die treue Erfüllung des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg und der mit ihm auf dem Torpedoboot S. 26 ungelungenen Mannschaften hinwies. Der kommandirende Admiral, Admiral v. Knorr brachte sodann ein Gehruch auf Se. Majestät aus, worauf der Kaiser nochmals das Wort ergriff und auf die Ehre der Anwesenheit der Mannschaften und Offiziere die in Kiel liegenden russischen Kreuzer, „Bladimir Monach“ bei der Vereidigung hinwies. Der Kaiser erinnerte daran, daß der russische Kaiser Admiral der deutschen Marine sei, hob die Tüchtigkeit der russischen Matrosen hervor und schloß mit einem dreimaligen Gehruch auf Kaiser Nikolaus.

* Voraussetzlich wird der Kaiser am 24. Nov. auf S. M. S. „Admiral“ von Kiel aus eine Fahrt in See machen.

Die Königin von Schweden wird wieder in den nächsten Tagen auf längerer Zeit in Rom unter dem Dach des Fürstlichen Palastes verweilen. Dem Besuchen nach erfolgt ihre Abreise bereits am 15. April.

Das Staatsministerium hat gestern Nachmittag unter dem Vorhange des Reichstages eine Sitzung zusammen. * Bei veröffentlichter der „Reichsanzeiger“ die Ernennung des Staatsministers für v. Maffei zum Reichsminister in Konstantinopel.

Der frühere japanische Gesandte für Deutschland, Vicomte Schinozaki, soll, wie die „Voss. Zig.“ vernehmen, als Nachfolger des Grafen Kuma in japanischen Ministerium für Handel, Industrie und Landwirtschaft in Aussicht genommen werden. In Deutschland würde seine Ernennung günstig aufgenommen werden, da Vicomte Schinozaki sich als eifriger Förderer der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Japan erwiesen hat und für Deutschland eine besondere Vorliebe hegt.

Der Reichsgesandte Dr. Engelke ist, wie das „Leipzig. Tageblatt“ meldet, am 1. Januar in den Ruhestand getreten.

Die „Sund. Nachr.“ fagen in einer Besprechung der „Reichsanzeiger“ an, daß die Minister genauere Anträge über ein österreichisch-russisches Abkommen machen werden. Anlässlich des Artikels der „Reichsanzeiger“ müßte aber die Frage wiederholt werden, ob Österreich vielleicht in diejenige Stellung eingerückt sei, die Deutschland bis 1890 innegehabt habe. Damals sei Österreich in der Zwischenzeit gewesen, jetzt habe es selber ein.

Der „Sund. Nachr.“ zufolge ist eine Verleumdungs-klage gegen das „Reichsanzeiger“ angehängt worden wegen der in demselben angelegten Behauptung, einer der Schöffen, welche bei dem Urtheilsspruch im Verleumdungsprozess gegen v. S. in M. in M. gewesen haben, sei kurz vor dem Tode in einem Anstalt erkrankt und dem drohenden Tode nahe abzuweichen, da er ein ruhmreicher Mann sei, wenn er in die Lage komme, den Herrn v. S. zum Verurtheilten zu machen.

Der der Zertifikatskommission des Wirtschaftlichen Ausschusses zur Begutachtung und Vorbereitung handelspolitischer Maßnahmen wird am 1. Dezember eine mündliche Berechnung von überhörschenden Maßnahmen. Der Reichsminister der Finanzen wird am 1. Dezember in seiner am 20. November stattfindenden Generalversammlung zu diesen Berichten kommen.

Die Schulkommission, welche zu Anfang voriger Woche unter Vorsitz des Unterrichtsministers zusammentrat, hat ihre Sitzungen am Freitag, den 19. d. M., beendet. Den größten Theil der Sitzungen haben die Verhandlungen über den Entwurf für einer neuen Ordnung der Prüfung für das Lehramt in den höheren Schulen in Anspruch genommen. Unter den vielen Einzelheiten, über welche dabei eine eifrige und vorläufige Verständigung erzielt wurde, ist namentlich der Wunsch hervorzuheben, daß künftig eine größere Zahl von praktischen Schulmännern in die Prüfungskommission berufen werden möge, daß ein Theil der Schulzeit für Mathematik und Naturwissenschaften auch an technischen Hochschulen gebracht werden könne, daß unter die Prüfungsfächer (im Hinblick auf gewisse Fachschulen) die angewandte Mathematik aufgenommen und daß nur ein einheitliches Zeugnis, mit einem der Prädikate „genügend“, „gut“, „mit Auszeichnung“ befaßt werden, ertheilt werde. Außer der Prüfungsordnung wurde noch die Frage eingehend erörtert, ob und in welcher Weise dem vielfach geäußerten Wunsche auf Befreiung der festen Zulage von 900 Mk. entgegenzukommen und eine Besoldungsordnung aufgestellt werden könne, die sich zur Uebertragung auch auf die nichtstaatlichen Anstalten eignet.

Zu der Entscheidung des Berliner Bezirks-Ausschusses in Sachen der Freepressen-Verordnungen der Berliner Provinzialbehörden, die von dem Reichsgericht Seite vier als ein „Rechtshilf“ bezeichnet wird, welchen die preussische Regierung sich durch ihre auf das „Drängen der agrarischen Agitation“ erfolgte Anklage des Reichsgerichtes angeschlossen habe, nimmt jetzt das Organ des Herrn v. Miquel das Wort, indem es ausführt, daß in der Angelegenheit namentlich die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichtes angetrieben werden würde, die voraussetzlich anders, als diejenige des Bezirks-Ausschusses ausfallen würde. Das Blatt schreibt:

Der die Vorgänge des letzten Jahres und namentlich die Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses über diese

Frage während des laufenden Jahres mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird nicht einen Augenblick über die Motive zweifeln können, welche die Regierung zu ihrem Schritte gegen die Freepressen, Verammlung veranlaßt haben, so wenig, wie es zweifelhaft sein kann, daß mit der Entscheidung des Reichsgerichtes das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen ist. Der Reichsminister hat sowohl bei der Beratung des Etats für 1897/98, als auch namentlich bei den Verhandlungen über die Interpellation v. Arnim und Gesehen am 25. Juni d. J. im Abgeordnetenhause ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Fällung des Gesetzes nach seiner Meinung in dieser Beziehung keine glückliche sei, weil es außerordentlich viele Zweifel über den Sinn der einzelnen Bestimmungen des Gesetzes, insbesondere auch des § 1 offen gelassen seien und daß auf das Entscheidungswort darauf zu legen sei, daß es auf dem Wege der Verwaltungsgerichtsliche Entscheidung Klage gegen die Freepressen. Um viele Unannehmlichkeiten und viel die Regierung entgegen anderen Ansichten der Auffassung war, daß der § 1 des Gesetzes nur dahin verstanden werden kann, daß Freipressen nicht zulässig seien, daß Privatpersonen der Genehmigung der Reichsminister bedürftig seien, sobald sie von dieser als Vorläufer bestimmt und anerkannt werden, und die bekannten Schritte gegen die Freepressen, unannehmlichkeiten unterommen worden, und wenn die Entscheidung des Reichsgerichtes zu Gunsten der Freipressen ausgefallen ist, so ist dann wieder ein „Rechtshilf“ der Regierung, noch eine definitive Auslegung der streitigen Gesetzesbestimmungen zu erheben, was es leicht getagt hat, wenn es sich um die Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts namentlich anerkennen werden wird.

Seitens der zuständigen Minister wird, wie schon früher erwähnt, beabsichtigt, die Einführung der allgemeinen Kreissteuer in Preußen im Wege der Polizeiverordnung zu regeln. Der Entwurf zur der vorgedachten Verordnung steht der Kontrolle bis auf zum eigenen Versuch im Hause geschickte Arbeit vor. Mit den übrigen Bundesstaaten sind Verhandlungen angeknüpft worden hinsichtlich der Einführung der allgemeinen Kreissteuer.

* In Ostpreußen gemeldet Konflikt zwischen der protestantischen Bevölkerung und Matrosen des Kanonenbootes „Voss“ enthält jeder Bedeutung. Die Angelegenheit wird dem „Sund. Nachr.“ zufolge beispielhaft auf dem Reichsgericht ihre Entscheidung finden.

Für die bevorstehende große Viehplage am 1. Dezember d. J. wird jetzt das Preussische Statistische Bureau schon längst darauf hin, daß bei der diesjährigen Viehzählung zum ersten Mal im preussischen Staate auch eine Fällung des Fiederviehbesitzes stattfinden soll und daß daher auch diejenigen Gehöfte, welche entweder nur eine oder mehrere Arten von Fiedervieh (Gänse, Enten und Hühner) halten, als Viehhaltende mit zu zählen sind. Zu Weitem macht das Statistische Bureau noch ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Fällung nicht nach „Anzahlhaltungen“ oder „Aufzucht“, sondern nach „Gehöften“, die auch nur aus einem Hause bestehen können, auszuführen und daß daher auf einer und derselben Hofstätte die Zahl aller in Gehöfte (Haus) vorhandenen Viehhaltungen (Gehöftwirtschaften) zusammen mit dem gezählten in Gehöfte (Haus) vorhandenen Viehstande zu verzeichnen ist. Auch ist noch besonders darauf zu achten, daß alle innerhalb der Städte gezüchteten in den Häusern vorhandenen vereinzelt stehende Gänse, sowie Pferde in den Bergwerken nicht überzogen werden. Endlich wird das Statistische Bureau noch darauf hin, daß laut Erlass des Kultusministers im Falle der Vetheiligung der Lehrer an der Viehzählung die Anweisung des Unterrichts in den Volksschulen gestatten ist.

Im Nachdem ein Wissenschaftler in Ostpreußen (Pommern) erwidert hat, die kirchliche Verwaltung des Reiches könne einen besondern Vortheil daraus ziehen, die bisher in Ostpreußen nicht beschäftigten gewissen Reichsbeamten nach Ostpreußen zu entsenden. Dem Minister dankt er für die Dauer seiner Anstufung in Ostpreußen als Reichsbeamter. Der genannte Wissenschaftler ist in Ostpreußen angekommen und hat die dortigen Amtsgeschäfte übernommen.

Deutschland auf Arien. Die deutsche Volkspartei in Konstantinopel hat das Oberkammer in Korea davon verständigt, daß ein deutsches Kanonenboot eine Erholungsreise für die abgeholt Truppenabtheilung nach Korea bringen wird.

Parlamentarisches.

Die Mitglieder der deutschen Reichspartei werden zu einer Fraktionsversammlung am 30. November nach der Reichstagsöffnung zusammenkommen.

In dem Wahlkreis Ober- und Niederharzungen haben die Sozialisten und national-liberalen Parteien an Stelle des Herrn v. Gerdemann-Bund, der in das Verzeugsbuch berufen worden ist, den Reichstagsabgeordneten Prof. Pauli (freil.) als Kandidaten für den Landtag aufgestellt. Verleib wird auch für die kommende Reichstagswahl der Kandidat der vereinigten Parteien sein. Auch der Bund der Konvokierten wird für ihn eintreten.

Für den Wahlkreis Preussisch wurde der Landtagsabgeordnete v. Bonin als Kandidat der Konvokierten für den Reichstag proklamiert. Regt vertritt den Wahlkreis der antiliberalen Oberlehrer Dr. Paul Forster, dem die Fraktionsmitglieder den Guldener Nischenort gegenüberstellen.

China, Haiti und die deutsche Flotte.

Wie bringt es notwendig ist, unsere Flotte sobald als möglich zu vergrößern, steht nach der Entscheidung des Reichstages an den Vorängen in China und Haiti. Wie unter diesen Umständen noch immer davon reden kann, daß die Marineverwaltung der Regierung unzulässig Hottentotten seien und daher abgethan werden müßte, ist entweder ein Narr oder ein Feind unerser deutschen Vaterlandes. Nur eine stark betriebsam im Auslandes kann dem Deutschen eine Fortschritt auch dort liefern, die nicht nur nicht abgethan, sondern unbedingt notwendig ist, unsere Landesküste in fremden Händen zu



(Nachdruck verboten.)

Fremde Welten.

16) Roman von Reinhold Drimann.

Und die kleinen muſikaliſchen Unterhaltungen, wie Graf Bela Satory ihre Zusammenkünfte nannte, fanden von da ab in der That faſt täglich ſtatt. Allerdings konnten ſie den übrigen Paſſagieren der erſten Kajüte nicht lange verborgen bleiben, und ſchon bei der dritten Wiederholung drang plötzlich die ganze ſechſköpfige Familie des dicken Myrtheer Weſendonck in den Salon. Aber Graf Satory zögerte auch keinen Augenblick, ihnen unzweideutig zu bekunden, wie wenig erwünſcht ihm dieſe Ueberräſchung ſei. Ohne ein einziges Wort zu ſprechen, ſchloß er den Deckel des Klaviers, reichte ſeiner Tochter den Arm und führte ſie hinaus, indem er Wolfhard mit den Augen winkte, ihnen zu folgen.

Verblüfft ſahen die Holländer einander an, und nachdem eine der üppigen jungen Damen, um die erlittene Niederlage nicht gar zu kläglich erſcheinen zu laſſen, irgend eine Ouverture heruntergeklimpert hatte, zogen ſie ſich Alle miteinander wieder auf das Verdeck zurück, um für die Folge keine neue Ueberrumpelung mehr zu verſuchen. Das geſellige Leben auf der „Verra“ wurde durch dieſen kleinen Zwischenfall allerdings nicht gerade günſtig beeinflusst, und wenn ſich's Vater und Sohn noch immer nicht verſagen konnten, zwiſchen den einzelnen Gängen an der table d'hôte zu Gabriele hinüberzuſtarren, wie wenn ſie eine zur öffentlichen Beſichtigung ausgeſtellte Statue geweſen wäre, ſchloßen ſie ſich doch noch vollſtändiger als zuvor gegen ihre Mitreiſenden ab und warfen bei zufälligen Begegnungen nicht nur dem ungarischen Grafen, ſondern auch dem jungen Deutſchen Blicke von nichts weniger als freundlichem Ausdruck zu.

Auch Herr Mc. Burney ſchien noch zugeknöpft und einſilbiger geworden, ſeitdem es zuweilen geſchah, daß ſein Nachbar bei Tiſche von dem Grafen in beſonders liebenswürdige Weiſe angeredet wurde und daß ſich daraus ein Geſpräch entwickelte, an welchem auch die Komteſſe hier und da mit ihrer weichen, volltönenden Stimme theilnahm. Dann legte es ſich wohl gar wie ein leichter Schatten über ſeine Stirn, und es war vorgekommen, daß er an ſolchen Tagen ganz gegen ſeine Gewohnheit noch ein zweites Glas Rheinwein getrunken hatte.

Hermann Wolfhard aber kümmerte ſich um die wüthenden Blicke der Holländer ſo wenig als um die Schweigsamkeit ſeines Gefährten. In ſeinem Gemüthszuſtande war allmählich eine Wandlung eingetreten, an deren Möglichkeit er im Beginn der Reiſe ſicherlich nicht geglaubt haben würde. Der dumpfe Druck, der ihm ſo lange auf Stirn und Herzen gelafet, war völlig verſchwunden; nur wie die ſchattenhafte Erinnerung an einen halbvergeſſenen, böſen Traum kam ihm mitunter noch der Gedanke an die Tage von Neuſtadt, und allen Betrachtungen über das Unbekannte, was ſich nach ſeiner Landung in dem fremden Welttheil ereignen würde, ging er wie etwas Ueberflüſſigem und Thörichtem aus dem Wege.

Dabei aber war er nicht etwa fröhlich und guter Dinge wie in jenen Tagen, da er oben in ſeinem armſeligen Stubſtübchen Frau Laura Hedmond's Zimmernachbar geweſen; ein oberflächlicher Beobachter würde vielleicht ſogar gefunden haben, daß er noch ſtiller und ernſter geworden ſei. Er wandelte dahin wie in einer halben Betäubung, wie in einer geheimnißvollen hypnotiſchen Bezauberung, die ihn der Wirklichkeit entrückt und ihm für eine kurze Zeit das Glück gewährt hatte, in einer holden Traumwelt zu leben.

Er war in die Gräfin Gabriele Satory ſo wenig verliebt, als er ſich in einen der Sterne hätte verlieben können, die allnächtlich aus unerreichbarer Ferne auf den indiſchen Ocean herabſternkelten. Aber er lebte nichtsdeſtoweniger nur noch in der Hoffnung auf die Stunde, die ihn heute mit ihr zuſammenführen ſollte, und in der Erinnerung an die, welche er geſtern in ihrer Nähe verlebte. Seine ganze Ideenwelt bewegte ſich excluſiv um ſie — aus den Fluthen, in die er oft ſtundenlang während der ſtillen Nächte ſtarrte, tauchte ihm ihr ſchönes, verklärtes Bild empor, und aus dem leiſen Pläſchern der Wellen, die ſanft an die Schiffswand ſchlugen, vernahm er vollkommen deutlich den ſüßen Wohlklang ihrer unvergleichlichen Stimme.

Während ihres Beſammenſeins pflegten ſie nur wenig mit einander zu ſprechen, und wenn dennoch etwas wie ein geheimnißvolles Band zwiſchen ihnen zu beſtehen ſchien, ſo war es allein die wunderthätige Kraft der Töne, die es gewoben. Er hatte nur die volle Wahrheit geſprochen, wenn er dem Grafen Bela verſichert hatte, daß er ein ganz ungeſchulter Sänger ſei; aber obwohl ihn die Komteſſe nur ſehr ſelten mit leiſer Stimme auf einen Fehler hinwies, ſchien er ſich doch hier in der Schule einer Lehrmeiſterin zu befinden, die ihn überräſchende Fortſchritte machen ließ. Bei dem Vortrage ſeiner kleinen Lieder, von denen Graf Satory ſtets den ſchwermüthigſten und ſehnsüchtigſten den Vorzug gab, war es ihm zuweilen, als ob er nicht ſich ſelbſt, ſondern einen fremden, tauſendmal reicher begabten Sänger höre, und bei den Duetten, in denen ſie ſich auf den Vorſchlag des Grafen ſeit dem Ablauf der erſten Woche verſuchten, klang ſeine Stimme ſo wunderbar mit derjenigen Gabriels zuſammen, als hätten ſie ſeit Jahr und Tag ihre Uebungen gemeinſam betrieben.

Auch in ihrem Geſchmack und in ihren beſonderen Neigungen ſtimmten ſie immer überein. Die Kompoſiſten, für welche die Komteſſe eine Vorliebe hatte, bewunderte auch er vor allen anderen, und ihre Lieblingsſtücke unter den Ländlichen waren auch ihm ſeit Langem an's Herz gewachſen. Sie theilten einander das faum jemals mit klaren Worten mit; aber es genügte ihnen ein Blick und ein warmes Aufleuchten im Antlitze, um ſie von dieſer Uebereinstimmung zu überzeugen, und ſie konnten dann jedesmal ſicher ſein, daß das Lied oder Duett, welches einer ſolchen ſtummen Verſtändigung folgte, die ganz beſondere Anerkennung des Grafen fand.

Zu ſeiner Freude und Zerkreuzung wurden die muſikaliſchen Unterhaltungen ja in erſter Linie veranſtaltet und ſeinen Wünſchen wurde dabei vor Allem Rechnung getragen. Aber die beiden jungen Menſchenkindern vergaßen nichtsdeſtoweniger ſehr oft vollſtändig, daß er zugegen ſei. Wenn er ſtill in ſeiner Ecke

fast und angstlich darauf bedacht schien, sie durch keine Bewegung und durch keinen lauten Athemzug zu stören, war das allerdings begreiflich genug; dann flog oft Viertelstunde auf Viertelstunde vorüber, ohne daß sie auf den Lauf der Zehler geachtet hätten, und erst ein zufällig rückwärts gewendeter Blick zeigte ihnen wohl, wie Graf Bela Satory beide Hände vor sein Gesicht geschlagen hatte, wie seine breite Brust sich in raschen Athemzügen hob und wie zuweilen sogar ein mühsam zurückgehaltene Schluchzen seinen kraftvoll elastischen Körper erschütterte.

Natürlich waren in solchen Fällen ihre Uebungen jedes Mal sofort zu Ende; denn Gabriele sprang alsdann ungestüm empor, um an die Seite des Vaters zu eilen, um liebevoll seinen Nacken zu umschlingen und ihm zärtliche, tröstende Worte ins Ohr zu flüstern. Und wenn es ihr auch immer gelang, die Bewegung, die ihn unter dem Einfluß der Musik überwältigt hatte, wieder zu säufigen, so ließ sie sich doch nie mehr wie an jenem ersten Tage bestimmen, noch etwas Weiteres zu singen. Wolfshardt fühlte bald, daß es damals nur um feinetwillen geschehen war und daß auch das Herz Gabriels bei solchen Vorkommnissen in bitterem Weh erbebte, wie tapfer sie es vor den Blicken des Vaters verbergen mochte. —

In einem Gleichmaß, dem der junge Philologe nimmer ein Ende gewünscht hätte, rannen so die Tage dahin. Längst durchsuchte der Kiel der „Berra“ die Fluthen des indischen Ozeans, und wenn auch die fast unerträgliche Gluth, welche die Passagiere bei der Fahrt durch das rothe Meer gepeinigt hatte, wieder einer gemäßigteren Temperatur gewichen war, so brachte ihnen doch die gleichmäßige Wärme der im blendenden Sonnenlichte zitternden Luft überzeugend genug zum Bewußtsein, wie traumhaft weit des Nordens rauher Winter hinter ihnen lag.

Die Fahrt war eine überaus glückliche gewesen. Kein unliebsamer Zwischenfall hatte sie verzögert, und mit einem stolzen Lächeln versicherte der Kapitän auf die an ihn gerichteten Fragen, daß man nicht um eine Stunde später, als es im Fahrplan der Gesellschaft vorgesehen sei, den ersten australischen Hafen anlaufen werde.

Leicht ließen sich die Tage zählen, die man bis zur Ankunft in Melbourne noch gemeinsam am Bord der „Berra“ zu verleben hatte, und jedesmal, wenn er aus dem Schlummer erwachte, zählte Hermann Wolfshardt sie in der That von Neuem. Aber er beschäftigte sich nicht mit dem, was geschehen würde, wenn der schöne Traum zu Ende sei; er gab sich nur mit einem süßen, schlaffen Behagen der beglückenden Gewißheit hin, daß dieser Traum noch so und so viele Tage währen müsse — daß er die nächsten Stunden noch ganz mit seinem holden Zauber ausfüllen würde.

Einmal geschah es, daß Graf Satory und seine Tochter sich etwas früher als sonst von der Abendtafel erhoben. Die Komtesse sah bleich aus, und Wolfshardt glaubte mit Bestürzung wahrzunehmen, daß etwas Schmerzliches in dem kleinen Lächeln sei, mit dem sie ihm beim Ausbruch einen guten Abend wünschte. Von quälender Unruhe gepeinigt, verließ auch er sehr bald den Speisesalon und eilte auf das Verdeck, um sie dort vielleicht wiederzufinden. Aber sie waren nirgends zu erspähen und sie blieben für den ganzen Rest des Abends unsichtbar. Die Holänder, deren geräuschvolle Unterhaltung Wolfshardt bis an die Spitze getrieben hatte, zogen sich gegen Mitternacht endlich zurück, und außer der dienstthuenden Mannschaft war jetzt Niemand mehr auf dem Verdeck. Der junge Philologe aber fühlte noch kein Bedürfnis, sich zur Ruhe zu begeben. Sein Herz war voll banger Sorge und ihn quälten allerlei fürstliche Vorstellungen von einem Unheile, das Gabriele bedrohen könnte. An den eisernen Pfosten gelehnt, in welchem

eins der Rettungsboote hing, starrte er unverwandt hinaus auf das unendliche, in magischem Glanze leuchtende Meer. Da vernahm er in seiner Nähe den Klang eines Schrittes und hörte sich zu seiner freudigen Ueberraschung von der Stimme des Grafen Satory angeredet.

„Nach Sie also ziehen den weiten Himmelsdom dem niedrigen Dache Ihrer Kabine vor?“ jagte der Ungar. „Wahrlich, Sie thun Recht daran; denn diese Nächte sind so schön, daß man fast einen Diebstahl an sich selbst begeht, wenn man ihren Zauber nicht ganz genießt.“

Seine gewöhnliche Zurückhaltung überwindend, that Wolfshardt eine rasche Frage nach dem Befinden der Komtesse, deren angegriffenes Aussehen ihm vorhin an der Abendtafel aufgefallen sei.

„Sie leidet an nervösem Kopfschmerz,“ sagte Graf Satory, „aber es hat, Gott sei Dank, nichts zu bedenten, und morgen früh ist Alles vorüber. Ein häßliches Erbtheil, das sie da zu meinem Leidwesen von mir empfangen hat und gegen das alle ärztliche Kunst nichts vermag. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie peinigend diese Anfälle sind, und ich muß jedes Mal von Neuem den Heldenmuth bewundern, mit welchem sie sie erträgt.“

Wolfshardt, der bei den ersten Worten des Grafen erleichtert aufgeathmet hatte, schwieg; denn er konnte doch nicht aussprechen, daß er mit Freunden einen Theil seines Lebens hingegeben haben würde, wenn er Gabriele damit hätte von ihren Leiden befreien können. Eine Weile blieb es stumm zwischen ihnen, und auch Graf Satory schien sich ganz in den Anblick des herrlichen Gemäldes zu versenken, welches da vor ihnen ausgebreitet lag. Dann aber sagte er plötzlich:

„Die Stunden unseres Zusammenlebens auf diesem Schiffe sind gezählt. Ich glaube gehört zu haben, daß Melbourne das Ziel Ihrer Reise ist. Sie werden also schon in Williamstown die „Berra“ verlassen?“

„Ja, Herr Graf,“ erwiderte er, und zum ersten Male ging bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung ein tiefes Weh durch seine Seele. „Sie aber werden noch länger am Bord verbleiben?“

„Ich gehe nach Sidney,“ lautete die etwas kurz klingende Entgegnung, und dann blieb es wieder Minuten lang still, bis Graf Satory abermals als der Erste das Schweigen brach:

„Ich liebe es sonst nicht, auf derartigen Reisen Bekanntschaften herzlicherer Art zu schließen. Am Ende ist ja überall im Leben, und so sich zwei Menschen in Freundschaft oder Liebe zusammenfinden, ein mehr oder minder schmerzliches Abschiednehmen das unvermeidliche Ende; aber man hat doch wenigstens den Trost, daß man über Tag und Stunde der Trennung zu meist im Ungewissen ist. Wo man von vornherein über die kurze Dauer gemeinsamen Wanderns nicht im Zweifel sein kann, da thut man sicherlich viel besser, die Hand nicht erst zu ergreifen, die man doch schon so bald für immer fahren lassen müßte — Ihre prächtige Stimme und Ihr sympathisches Wesen, mein lieber, junger Freund, haben mich diesmal fast gegen meinen Willen bestimmt, von diesem vernünftigen Grundsatz abzugehen. Und ich bereue nun beinahe, daß ich ihm nicht treu geblieben bin; denn ich denke schon jetzt mit aufrichtigem Bedauern an die Gewißheit, Sie so bald und aller Wahrscheinlichkeit nach doch auf immer zu verlieren.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

An Kissingens Heilquelle.

Novelle aus dem Kissingener Baderleben.

Von einem Hallenser.

6)

Die Familie von Burgsteden kam im Wirthsgarten der unteren Saline, wo sie bis zum Eintreffen des studentischen Festzuges Kaffeestunde zu halten gedachten, in ein lebhaftes Gedränge, und nur mit Mühe gelang es ihr, neben dem Glaspavillon des Mittelbaues ein Plätzchen zu finden, das einige früher gekommene Bekannte ihnen einräumten.

Wald jedoch lockten sie die Töne einer von der Stadt her näher kommenden Musik dem Rande der nahen Chaussee zu, den sie schon dicht besetzt mit Menschen fanden. Eine so glänzende Auffahrt aber war auch, so lange man im Baderorte denken konnte, noch nicht dagewesen! Voran sprengte auf prächtigen Pferden ein Trupp Vorreiter im studentischen Wachs, nach alter Sitte in Koller und Kanonen, mit dreifarbigem Schärpen um die Schulter und wallenden Straußenfedern auf den Kleidstamen Barrets. Dann folgte der Wagen mit der Musik und ein offener vierspänniger Landauer mit den Chargirten in feinen Visitenanzüge, welche den prachtvollen silbernen Ehrenhumpen trugen, der dem ehemaligen Corpsführer und späteren Schöpfer des Deutschen Reiches feierlich überreicht werden sollte, — dahinter dann in unmittelbarer Folge etwa 20 Kutschen mit Studenten aller deutschen Hochschulen und Akademien mit ihren Fahnen und Verbindungsabzeichen. Wahrlich eine imponirende Entfaltung studentischen Pompes, dessen besten Kern die frischen Gestalten der jugendlichen fröhlichen Musesöhne selbst bildeten! Dazu strahlte am wolkenlosen Himmel die Sonne und blauten die Wälder an den gegenüberliegenden Bergen, die im verhallenden Echo die Töne der kräftig intonirten Studentenweise wiedergaben:

Wo Kraft und Muth in deutschen Seelen flammen,
Fehlt nie das blanke Schwert beim Becherklang.
Wir stehen fest und halten treu zusammen
Und rufen's laut in feurigen Gesang:
Ob Fels und Eiche splittern,
Wir werden nicht erzittern.
Den Jüngling treibt es fort mit Sturmeswehen,
Für's Vaterland in Kampf und Tod zu gehen.

Der Zug verlor sich in dem Hofe der nur einige hundert Schritte entfernten oberen Saline, der zeitweiligen Wohnung des Fürsten Bismarck.

Während die etwa 50 Mann zählenden Delegirten sich im Halbkreise aufstellten, begaben sich die Chargirten in die oberen Gemächer, wo sie der Fürst empfing, umgeben von Graf Herbert, Lothar Bucher und Professor Schwening. In begeisterter Rede feierte der Wortführer der Chargirten den Fürsten und hat ihn, das dargebrachte Geschenk als Pfand unvergänglicher Dankbarkeit und unentwegter Treue der deutschen akademischen Jugend entgegenzunehmen. Der Fürst dagegen hob in längerer Dankesrede das Verdienst hervor, das namentlich den Dynastien des Deutschen Reiches bei dem Einigungswerke gebühre, und legte der jetzigen und der künftigen Generation die Erhaltung des Erworbenen und die Bekämpfung der unglücklichen Neigung zu einer kurzfristigen Fraktionspolitik als erste Aufgabe an's Herz.

In der Zeit, welche die Ceremonie in den inneren Gemächern für sich in Anspruch nahm, hatte unsere kleine Gesellschaft, der durch den Einfluß des Herrn von Burgsteden die Zimmer eines auf der Saline selbst wohnenden Wirthschaftsbeamten zu Gebote standen, sich durch eine Hinterthür des Gartens, unbelästigt vom Gebränge des Publikums, dorthin begeben und konnte nun in voller Bequemlichkeit den weitem Verlauf der Festlichkeit beobachten. Der Fürst begab sich hinunter in den Hof und trat in den Kreis der dort aufgestellten Studentenschaft. Er begrüßte sie mit freundlichen Worten und legte ihnen drei Dinge ans Herz, die er als die Wurzeln der deutschen nationalen Kraft bezeichneter: „Christenthum, Deutschthum und Königstreue.“ Zum Kampfe für diese höchsten geistigen Güter müsse die deutsche Jugend „sich entschließen.“ Nachdem er noch versprochen, an dem bald nachher im Garten des benachbarten „Altenburger Hauses“ stattfindenden Kommerse sich zu betheiligen, verabschiedete er sich mit dem Rufe: „Auf Wiedersehen inter pocula!“ und zog sich unter brausenden Hochrufen der Menge in seine Gemächer zurück.

Die Mehrzahl der versammelten Badegäste folgte den zum Kommerse nach dem Altenburger Hause abziehenden Studenten über die Brücke nach dem jenseitigen Saaleufer. Da die Abend-

promenade im Kurgarten durch die heutige Festlichkeit vereitelt erschien, beschloß auch Herr von Burgsteden, mit seiner Familie den Heimweg in derselben Richtung einzuschlagen, und zwar, da der Wagen bereits zurückgeschickt war, zu Fuß. Am Altenburger Hause empfing sie bereits der fröhliche Gesang der Jugend:

„Brüder! zu den festlichen Gelagen
Hat ein guter Geist uns hier vereint,
Allen Sorgen laßt uns jetzt entschlagen,
Trinken mit dem Freund, der's redlich meint.
Da, wo Nektar glüht, — Ballera!
Solbe Luft entblüht, — Ballera!
Wie den Blumen, wenn der Frühling scheint.“

Sie konnten nicht umhin, dem buntglänzenden bewegten Treiben eine Weile zuzuschauen. Selbst Herr von Burgsteden, der solchen Szenen sonst abhold war, vermochte der Erinnerung an froh durchlebte Jugendtage nicht zu widerstehen. Als aber die außen stehenden Damen von den zehenden Musesöhnen bemerkt wurden und ein jeder Bursche sogar mit einem Seitenblicke auf Elvira, „der Schönsten unter den Schönen“ einen Gangen flog, wendeten sie sich dem oberhalb der Straße nach der Stadt zurückführenden Waldwege zu, auf denen sie am Schweizerhause vorüber noch vor Anbruch der Dämmerung in ihr Quartier gelangten. Der Portier erhob sich bei ihrem Eintreten und überreichte Herrn von Burgsteden eine angekommenen Depesche:

„Komme heute Abend 8 Uhr 25 Minuten.
Kurt.“

„Es ist zu spät, ihn noch am Bahnhofe zu empfangen,“ sagte Elvira, „es hat bereits 8 Uhr geschlagen. Er kann jeden Augenblick hier sein.“

Sie begaben sich dann auf ihre Zimmer, wo der Freiherr von Burgsteden noch eine kurze, aber erregte Unterredung mit seiner Tochter führte.

Er setzte ihr auseinander, welche Erwartungen er an Kurts Ankunft knüpfte, und gestand offen, daß er ohne ihre Vermählung mit seinem Mündel ein ruinirter Mann sei. „Und dies Opfer,“ schloß er seine Rede, „wenn es überhaupt ein Opfer genannt werden kann, nicht viel mehr ein Glück für Dich, muß ich von Dir fordern. Du wirst ein gehorames Kind sein und Dich meinen Wünschen fügen. Empfange also Kurt, wie es sich für Deinen bestimmten Bräutigam gebührt.“

„Mich selbst,“ fügte er hinzu, „entschuldigt für heute Abend. Ich habe Verpflichtungen, denen ich mich nicht entziehen kann. Es ist auch besser, ich lasse Euch für heute mit ihm allein, Ihr könnt Euch freier mit einander aussprechen. Also: Auf Wiedersehen!“

Darauf nahm er Stock und Hut und verließ die Wohnung. Elvira war über das Mitgetheilte bis zum Tode erschrocken. Hatte ihr auch die Mutter bei dem Vormittagspausgang die Lage der Dinge bereits schonend mitgetheilt, so war es doch nicht in dieser Rücksichtslosigkeit und Schroffheit geschehen. So schimmelte hatte sie sich die Sache nicht vorgestellt, sie vielmehr vorläufig für eine Schwarzseherei der allzu ängstlichen Mutter gehalten. Zu ihr wollte sie nun hinüber, um ihr Herz ihr auszusprechen. Ehe sie aber noch den Entschluß zur That machen konnte, meldete der Zimmerkellner die Ankunft des Herrn Baron von Röbel.

Drittes Kapitel.

Vom Rhein nach der frankischen Saale.

„Ich will zu guter Sommerzeit
In's Land der Franken fahren.“

Als unsere in Rüdesheim zurückgelassenen Freunde sich am andern Morgen im Kaffeezimmer des Hotel Rheinsteins zusammenfanden, hatte das Wetter sich geändert. Ein Gewitter, das in der Nacht sich über dem Soon-Walde zusammengezogen, hatte auch das Rheinthale gestreift und dort die Wege aufgeweicht, so daß an eine Fußparthie kaum noch zu denken war. Obwohl die Wolken sich bereits getheilt hatten und im Begriff waren, über die Hochstapelle hin nach Süden abzugehen, wurden die Fremde doch darüber einig, die Wanderung durch den Rheingau aufzugeben und auf dem kürzesten Wege ihrem Ziele zuzueilen. Dr. Stofes, dem sie ihren Entschluß mittheilten, war damit einverstanden; er beschloß vorläufig einen Ausflug nach Ems zu unternehmen, um dann nach einem kurzen Aufenthalt in Wiesbaden vielleicht noch später mit dem Baron von Röbel und Dr. Erich Wiesener in Kissingen zusammenzutreffen.

Nachdem ihre Angelegenheiten im Casihofe geordnet waren, führte sie der Wagen des Hauses nach dem nahen Bahnhof, wo bereits der Aua nach Ems vorgefahren war.

Mr. Stokes bestieg ein Coupée erster Klasse und verabschiedete sich von den Beiden mit herzlichen Worten. Dann wandte er sich dem an der Wagenthüre stehenden Hausdiener zu mit der Frage:

- "Wo hab' Sie mein Gepäck?"
- "Alles schon verladen, Mylord, hier ist der Gepäckchein."
- "Well! Wo hab' Sie mein' gazette?"
- "Steckt in der Tasche Ihres Ueberziehers."
- "Well, well! Wo hab' Sie mein' spectacles?"
- "Sitzt auf Ihrer Nase!"
- "Ah right! God bless you!"

Bei diesem Abschiedsrufe setzte der Zug sich in Bewegung und war bald sammt seinem sonderbaren, aber braven und treuherzigen Insassen hinter der Biegung des Flusses verschwunden.

Die Freunde sahen ihm lächelnd nach und schritten dann den ebenfalls schon geöffneten Thüren des Frankfurter Schnellzuges zu. Bald fuhr auch dieser ab und führte sie an den grünen Weingeländen und prachtvollen Villen und Obsthäusern des Rheinganges vorüber, dann über Mosbach und Castel nach Frankfurt am Main.

Der Himmel hatte sich geklärt, im hellen Sonnenschein lag die alte Krönungsstadt der deutschen Kaiser vor ihnen, indeß verzichteten sie auf einen Besuch derselben und lösten sofort die Fahrtscheine nach Würzburg.

Die Fahrt war im Anfange unterhaltend, — zuerst die Prachtgebäude und belebten Promenaden der Stadt, dann der breit dahinfließende gelbe Main, Offenbach, Hanau, Wiesbaden mit seinem ansehnlichen Schloße, — als aber die Höhenrücken des Spessartwaldes hinter ihnen lagen, trat eine Art Ermüdung und Erschlaffung ein.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Sie transit gloria mundi! Der spanische Dichter Zorrilla war als Dichter des „Don Juan Tenorio“ den Spaniern das, was etwa Goethe durch seinen Faust den Deutschen ist. Vor ein paar Jahren schäumte die nationale Begeisterung über und fand einen unvergleichlichen Ausdruck in einem erhabenen Feste, das zu Granada gefeiert wurde und in der Krönung des königlichen Dichters bestand. Für etliche tausend Duros hatte man eine echt goldene Krone machen lassen, und Granada überreichte im Namen von Spanien dies nationale Ehrengeschenk seinem unsterblichen Dichter. Und dieses Kleinod, dieses Symbol der nationalen Empfindung steht jetzt in einem Leihhause Granadas mit anderen Pfandobjekten zum Verlaufe aus. Ein paar Händler haben schon lächerliche Preise geboten, nicht in der Absicht, dieses Denkmäl nationaler Auerkennung aufzubewahren, sondern es zu zerstückeln und das Gold nach Gewicht zu verkaufen. Findet Keiner sich in Spanien, nicht Behörde oder Privatmann, der diese Entweihung verhindert? Und doch erbauen sich Generationen von Spaniern an Zorrillas „Don Juan Tenorio.“

Eine spanische Nationalheldin. In Madrid begrub man dieser Tage lang- und klanglos José Peralta y Bineda. Keine Behörde, kein Minister und kein Journalist war am Grabe zugegen. Und doch war José zum „Abpitiobohne Spaniens“ feierlich erklärt nach dem Tode seiner Mutter. Seit Jahrzehnten lebte er in Versunkenheit und Vergessenheit, er, der Sohn Mariana Binedas, der berühmten Volksheldin Marianita, die vor zwei Generationen tausend Balladen und Volkslieder von Süd nach Nord durch ganz Spanien besungen. Gerade waren 1830 die Anstrengungen von Torijos und Espoz y Mina, eine Konstitution durchzusetzen, gescheitert. In Andalusien aber gährte es trotzdem weiter; dort bereitete sich eine große Revolution vor, und jene Mariana war immer vornweg, immer in erster Linie. Ein Banner brauchte man! Sie setzte sich hin und stückte es, und dabei ward sie überrascht. Sie ward eingekerkert und zum Tode verurtheilt, verurtheilt trotz Jugend und Schönheit, aufs Schaffot zu steigen. Sie hätte sich retten können. Verzaubert von ihrem Anblick, bot einer der Richter ihr das Leben, wenn sie sich ihm fügte. Sie wies das entwürdigte zurück. Auch nannte sie keinen der Mitverschworenen. Stumm und verschwiegen blieb sie, bis sie starb. Heiter und ruhig stieg sie aufs Schaffot, strahlend in jugendlicher Schönheit, und noch jetzt erzählen die Alten mit Begeisterung, das sie nie schöner war als in jenem Augenblick. Ihr Sohn aber — denn sie war verheiratet und verwitwet — ihr Sohn wurde am folgenden Tage von Spanien adoptirt. Die Waise hatte eine neue Mutter. Nun hat man ihn begraben, und ganz Spanien hatte ihn — vergehen.

Regerjustiz in Haiti. Der „Neuen Hamb. Ztg.“ entnehmen wir die folgenden netten Bisse aus dem Rechtsleben von Haiti: Zwei Schwarze im Innern schlachten ihren Vater ab und zwingen die Mutter, das Herz ihres Gatten zu essen. Sie werden zum Tode verurtheilt, nach der Hafensstadt gebracht und am Tage vor der Hin-

richtung — zu Offizieren ernannt. Weshalb? Damit die Hinrichtung mit größerem Pomp gefeiert werden kann. Als Offiziere sollen sie erschossen werden. Je fünf schwarze Soldaten treten vor, legen aber nicht regelrecht an, sondern drücken los, den Kolben unterm Arm, damit die Schaustellung etwas länger dauere. Vier Salven waren nöthig. — Zwei schwarze Gentlemen der höheren Gesellschaft sind Freunde. Das hindert den einen nicht, die sehr hübsche Schwester des anderen zu verführen und sich dann zu weigern, das Mädchen zu ehelichen. Die beiden früheren Freunde treffen sich in belebter Straße, jeder in seinem Wagen. Der Bruder des Mädchens zieht einen Revolver und feuert im Vorbeifahren, der Beführer antwortet sofort mit einem Schuß, Beide schießen aber nur Böcher in die Luft. Einige Tage darauf sßt der Don Juan friedlich im Café und schlürft seinen Kaffee. Da tritt der Rächer ein, geht ganz nahe auf den früheren Freund los und feuert ihm zwei Schüsse in den Unterleib. Und als der Getroffene zu Boden sinkt, stellt sich der Andere kaltblütig hin und feuert noch drei Schüsse ab auf den Wehrlosen. Ein deutscher Seeladett vom „Stoß“, dem letzten deutschen Kriegsschiff, das die Deutschen auf Haiti gesehen haben — es war im Januar 1895 —, entrieg dem Wüthenden die Mordwaffe. Der Verlegte stirbt an seinen Wunden, der Rächer wird eingekerkert, aber nach zwei Monaten wieder freigelassen, nicht etwa, weil das hohe Gericht die sittliche Verletzung seines Rächeramtes anerkannte, sondern er hat hohe Verbindungen!

Woher stammt der Ausdruck „Kneipe“? Die Meinungen über die Herkunft des Wortes sind verschieden. Nach der einen Auffassung ist der Ausdruck entstanden aus dem lateinischen Worte „canaba“ (Ton auf der ersten Silbe). Dasselbe heißt sowohl „Hütte“ wie „Marktenberg“. Solche steinernen Zelte befanden sich häufig bei den römischen Kastellen, und auf dem Kastell des Drusus, der sogenannten Saalburg bei Homburg v. d. H., sind die Ueberreste derselben noch zu erkennen. — Die andere Auffassung, welche von Dr. Schrader, dem Verfasser des „Wörterbuches der deutschen Sprache“, vertreten wird, hält „Kneipe“ für ein echt deutsches Wort. Ob es eins ist mit dem Worte Kneipe als Werkzeug zum Kneipen, Kneifen (Kneipzange), ist fraglich; ebenso ob es sich aus der alten Redensart „in der Kneipe sitzen“ (d. h. in der Klemme) entwickelt hat. Sollte das der Fall sein, so könnte es ein unbehagliches enges Zimmer bedeuten, das man ja auch wohl eine Klemme, eine Quetsche nennt. Das Wort in seiner jetzigen allgemeinen Bedeutung hatte ursprünglich einen unedlen Sinn; es stand noch tiefer als „Schänke“. Man redete von einer Mitrosenkneipe, Winkelkneipe u. s. w. Dann ist das Wort auf deutschen Universitäten ehrlich gemacht, indem es unter die burlesken Kraftausdrücke der Studentenprache aufgenommen wurde. So heißt es schon vor 80 Jahren im Studententiede: Bemooster Bursche zieh ich aus:

„Was wollt Ihr Kneipen all von mir?
Winkt nicht mit Eurem langen Arm!“

Von Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Unter dem Titel „Frauenemanzipation“ erschien im Jahre 1886 in der „Gartenlaube“ eine Dichtung von Paul Heyse, die Aufmerksamkeit erregte und viel besprochen wurde. Heute, nach 31 Jahren, giebt uns der Dichter wiederum Gelegenheit, seine Stellung zu der Frauenbewegung näher kennen zu lernen. Die „Gartenlaube“ veröffentlicht in ihrem neuesten Hefte den Anfang einer Reihe von Briefen unter dem Titel „Martha's Briefe an Maria“. Ein Beitrag zur Frauenfrage, mitgetheilt von Paul Heyse.“ Sie sollen das Lebensbild einer Frau umfassen und scheinen wohl geeignet, das lebhafteste Interesse eines jeden Gebildeten zu erwecken. — Von den übrigen Beiträgen desselben Hefes möchten wir noch besonders hervorheben den stimmungsvoll geschriebenen Artikel aus der Feder Ludwig Ganghofers „Jugendleben im Herbst“, dessen Lektüre nicht nur dem leidenschaftlichen Jägermann, sondern jedem Naturfreund willkommen sein wird. Dann gedenkt Professor Bernhard Vogel des vor einem halben Jahrhundert — am 4. November 1847 — in Leipzig erschienenen berühmten Kompositionen und Gewandhausdirigenten Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen Bildniß nach einer Radirung L. Michaleks beigegeben ist. E. Kanagy macht uns in seiner Beschreibung der „Dobschauer Eishöhle“, die mit Abbildungen R. Mahns geschmückt ist, mit einer der interessantesten Naturerscheinungen bekannt und Dr. K. Lampert läßt uns an der Hand eines instruktiven Vortrages, der ebenfalls reich illustriert ist, einen „Wid in Deutschlands Vorzeit“ thun. J. Dunqarg schildert uns in Wort und Bild die Lage in ihren wichtigsten Massen und G. Stephani und Maler Fritz Stollenberg geben uns ein getreues Bild von der alterthümlichen pommerischen Stadt Stargard mit ihren malerischen Thorthürmen. — Den unterhaltenden Theil des Hefes bilden die Fortsetzungen der Romane „Einam“ von D. Verber und „Das Kind“ von Adolf Wilbrandt, beides Meisterwerke der Erzählungskunst. Und endlich bietet das Heft auch wieder eine überaus große Auswahl an schönem Bilderdruck, der hinsichtlich des Gegenstandes und der Ausführung in jeder Weise erfreuen wird.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ziehele. Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.